

die immer düsterer werdende Folie abgibt, versteht sich von selbst. Und diese Biographie liest sich so spannend, dass wohl jeder „Lateiner“ wieder zu seinem Seneca greifen wird und jeder ihm noch so fern Stehende sich intensiver mit seinen Dialogen, Dramen und Briefen vertraut machen dürfte. Den Zugang eröffnet Fuhrmann ihm dadurch, dass er mit kräftigen Strichen nicht nur den politisch-höfischen Kontext des Lebens Senecas zeichnet, sondern ebenso prägnant die geistesgeschichtlichen Traditionen erläutert, in die er hineingeboren wurde. So gibt es Exkurse u. a. zum Rhetorikbetrieb seiner Zeit, über die Philosophie der Stoa, über das römische Drama. Bei aller Problematik der Datierung von Senecas Schriften verfolgt Fuhrmann die Stationen dieses Lebens, indem er die einzelnen Kapitel um die damals entstandenen Werke gruppiert, die er meisterhaft interpretiert und in charakteristischen Abschnitten in Übersetzung vorlegt. Wiewohl Seneca kaum direkte Einblicke in sein Innerstes gewährt, versteht Fuhrmann sehr einfühlsam auch zwischen den Zeilen zu lesen und man spürt die Sympathie, die er der schon bei seinen Zeitgenossen umstrittenen Persönlichkeit entgegenbringt. Einmal, gegen Ende des Buches (S. 337), bezeichnet er Seneca als einen der Größten, die das alte Rom hervorgebracht hat. Das verleitet aber Fuhrmann keineswegs zur Emphase oder gar dazu, Peinlichkeiten dieses Lebens eines *προκόπτων* zu überspielen: Die Depressionen während der Verbannung auf Korsika werden ebenso ausführlich behandelt wie die Verstrickung in den Mord an Agrippina „aus Gründen der Staaträson“ (S. 250) und die Diskussion über das *προηγμένον* des Reichtums. Auch erfährt die berühmte taciteische Todesszene eine fast unterkühlt wirkende Darstellung. Besonders hingewiesen sei auf das Kapitel 7 (S. 129 ff.), in dem Senecas Prosa-kunst an drei Arten von Texten untersucht wird: der Argumentation (Syllogismen), der Erzählung und der pathetischen Schilderung. Ebenso faszinierend fand ich Kapitel 10 (S. 197 ff.) über das stoische Weltbild in den Tragödien, deren Auf-führung - evtl. im *theatrum peculiare* Neros - Fuhrmann durchaus für möglich hält.

Das Buch ist mit einigen Schwarz-Weiß-Bildern versehen. Es bietet im Umschlagdeckel Kar-

ten des Imperium Romanum und der Regionen Roms. Im Anhang finden sich eine Zeittafel, der Stammbaum des julisch-claudischen Hauses, die Zusammenstellung der Editionen der Werke Senecas, Literaturhinweise, der Nachweis der Zitate sowie ein kombiniertes Personen- und Sachregister und der Abbildungsnachweis.

Dem fesselnden Werk des verehrten Latinisten ist ein großer Leserkreis - vor allem auch unter Schülern - zu wünschen!

JOACHIM RICHTER-REICHELHM, Berlin

Landfester, Manfred: Einführung in die Stilistik der griechischen und lateinischen Literatursprachen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997. X, 178 S. 39,80 DM (Mitgliederpreis; ISBN 3-534.10458-7).

Manch einer wird bereits seufzend empfunden haben, was Landfester S. 18 (vgl. S. 49) eher zurückhaltend schreibt: die Leistung der antiken Rhetorik sei gerade auf der Ebene der Wörter hoch, aber „angesichts der großen Differenzierung ist ... die Tendenz zur Unübersichtlichkeit festzustellen.“ Und auf der Ebene des Satzes, gar des Textes hat sie manches zu tun übriggelassen; was Lausberg in seinen „Elementen“ als „virtutes elocutionis in verbis coniunctis“ bezeichnet hat, betrifft in der Regel eben Verbindungen von Wörtern und nicht Sätze.

Wer nun aber liest, Landfester wolle Elemente der modernen Sprachwissenschaft in seine Stilistik integrieren, möge sich dadurch nicht abschrecken lassen. Es bedeutet vor allem: er will in der vorliegenden Einführung Stilformen auf der Ebene der Phoneme bis hin zu derjenigen des Satzes und Textes gleichermaßen betrachten, und er will den Begriff „Stil“ nicht für den Begriff der künstlerisch geformten Sprache reservieren, wie es die traditionelle Schulrhetorik getan hat, sondern ihn allgemein auf die Art und Weise der Sprachverwendung beziehen, Stil einfach als Erscheinung der *parole* im Sinne de Saussures verstehen. Dann sind Elemente des Stils aber nicht nur fakultative Ausdrucksmittel, der *ornatus*, sondern auch solche, die von vornherein mit der Sprache und ihren grammatischen Kategorien gegeben sind. Damit gehören auch Erscheinungen zur Stilistik, die man sonst der Prosodie zugerechnet

hat, wie Krasis, Elision, metrische Zerdehnung (denen Landfester keine einheitliche Funktion zuschreiben mag) und auch solche, die in Schulausgaben vage unter „Sprachliche Besonderheiten“ aufgeführt werden, sei es die Dialektmischung bei Homer oder Pindar, die „den Kunstcharakter der Sprachen“ erhöht (S. 61), seien es die Archaismen bei Sallust, ferner solche, die sonst eher einer linguistischen als einer stilistischen Betrachtung unterzogen werden wie die Wortbildung (dabei haben das Suffix -οσύνη erkennbar ästhetische Funktion, das Suffix -ότης ist Kennzeichen der Fachsprache u. a.). Damit ist aber nicht jedes beliebige Ausdrucksmittel auch Stilmerkmal eines Textes oder einer Textgruppe: Stilmerkmal kann nur eine Sprachform werden, die nicht in allen Texten oder Textgruppen üblich ist, die wiederholt und die mit ähnlichen Mitteln kombiniert wird; das Ästhetische als Abweichung von der Standard- und Umgangssprache ist nicht notwendiges, aber doch wichtiges distinktives Merkmal.

Eine Anmerkung zu einem untergeordneten, aber äußerst merkwürdigen Punkt (S. 9 bzw. 12) sei hier eingefügt: Landfester behauptet, dass griechisch *eu* und lateinisch *eu* als *oi* ausgesprochen worden seien, und beruft sich dafür auf Allens *Vox Graeca* bzw. *Latina* und auf Schwyzer und Leumann. Beides ist natürlich falsch. Die Diphthonge klangen wie eine Verbindung von *e* und *u*, und die genannten Autoren schreiben auch nichts anderes. Die Herkunft des Irrtums ist mir rätselhaft.

Für den Schulunterricht ist der wichtigste Teil einer solchen Einführung die systematische Darstellung der einzelnen Stilformen. Sie ist untergliedert in Stilformen auf der Ebene der Phone-
me, der Morpheme, der Wörter und Wortarten, des Satzes und des Textes (wobei es bei letzterem vor allem um Formen der Textkohärenz geht), jeweils wiederum unterteilt in paradigmatische Formen, d. h. Ergebnisse der Auswahl aus äquivalenten Möglichkeiten des Sprachsystems (statt „Achilleus kämpft tapfer“ ist möglich „wie ein Löwe“; die antiken Tropen gehören hierzu) und syntagmatische Formen, d. h. Ergebnisse aus der Kombination mindestens zweier sprachlicher Zeichen (ähnlich wie die antiken Figuren). Da-

bei wird deutlich, dass Landfester nicht etwas anderes geben will als die tradierte, auf die Antike zurückgehende Rhetorik, sondern sie in eine neue, umfassendere Systematik integriert. Vollständigkeit strebt er, dies auch angesichts der vielfältigsten Ausdrucksmöglichkeiten jeder Sprache, nicht an.

Etwas Wichtiges gerade für den Unterricht hat Landfester darüber hinaus geleistet: wo immer derlei sich ausmachen lässt, hat er versucht, nicht nur die Stilmittel zu definieren, sondern auch ihre jeweilige Leistung bzw. Wirkung zu beschreiben. Hilfreich hierfür sind die Klassifikationen, die er in der Einleitung genannt hatte: Bühlers Grundfunktionen der Sprache: Darstellungsfunktion, Ausdrucksfunktion und Appellfunktion, denen Landfester die poetische oder ästhetische Funktion hinzufügt, und die Subsysteme wie Standardsprache, Umgangssprache u. a. Sie ermöglichen häufig eine sehr viel genauere Beschreibung, als sie im Unterricht üblich ist - man lese z. B. was Landfester S. 103f. zum Polyphton schreibt - , und sie machen den Schülern plausibel, dass rhetorische Figuren (wenn man den Ausdruck denn weiterhin benutzen will) mehr sind als nur Lernmaterial für Klausuren.

HANSJÖRG WÖLKE

Luck, Georg: Die Weisheit der Hunde. Texte der antiken Kyniker in dt. Übers. m. Erl. Stuttgart: Kröner 1997. XVIII, 585 S., 48,00 DM (Kröners Taschenausgabe. 484; ISBN 3-520-48401-3).

Haben die Kyniker überhaupt eine Schule begründet? Man hat gemeint, der Kynismus sei eher eine Lebensform als eine theoretische Philosophie, ja sei geradezu theoriefeindlich gewesen. Tatsächlich hat es ja weder eine Schule an einem bestimmten Ort wie die Akademie, den Peripatos oder den Garten gegeben noch waren die Kyniker überhaupt in irgendeiner Weise ortsgebunden. Ihre Werke waren unterschiedlichster Natur: die Diatribe ist wohl eine von ihnen begründete Literaturgattung, Menippos transportierte mit der nach ihm benannten Form der Satire kynisches Gedankengut, Phoinix' Choliamben (deren Fragmente Luck nicht abdruckt) klingen kynisch, Dion von Prusa charakterisierte kynisch-stoische Haltung in seinen Wanderpredigten.